

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsche Kolonien

Cigaretten-Bilderdienst Dresden

Dresden, 1936

Deutsch-Südwestafrika

[urn:nbn:de:bsz:31-359302](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-359302)

Deutsch-Südwestafrika

Erforschung und Erwerbung

Erst spät trat Deutsch-Südwestafrika in den Bereich der europäischen Erforschung und Kenntnis. Das ist bei der Abgeschlossenheit des Landes nicht verwunderlich. Ist doch schon die Küste selbst durch ihre Unwirtlichkeit kein einladender Landungsplatz (91, 92). Verstärkt wurde diese Unabbarkeit noch durch die unmittelbar dahinterliegende Namib-Wüste (96), die den Weg in das Innere versperrte. Im Osten des Schutzgebietes liegen die Verhältnisse in der Kalahari-Steppe ähnlich. Der Süden verlockte kaum irgend jemanden, nach dem inneren Hochland durchzustoßen, und der Norden gar gehörte noch zu den am wenigsten erforschten Teilen Afrikas überhaupt. Wohl hatten die Portugiesen schon im 15. Jahrhundert auf ihren Indiensfahrten Landungszeichen in Form von Kreuzen hinterlassen (91). Aber sie hatten wichtigere Ziele, als das so unwirtlich erscheinende Land zu erforschen. Erst die Annahme, es ließen sich im Inneren Reichthümer erwerben, führte im 18. Jahrhundert vom Kaplande aus zu einigen Expeditionen. Sie sollten erkunden, wie sich der sagenhafte Rinderreichtum der Hereros in klingende Münze verwandeln ließe, und ob es nicht Gold im Lande gäbe. Beide Absichten waren jedoch ebensowenig von Erfolg gekrönt, wie ein späterer Versuch der Engländer, eine Kupfermine ins Leben zu rufen.

Schon 1868 wollten deutsche Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft den König von Preußen für das Gebiet interessieren und baten um seinen Schutz, da sie unter den ständigen Kämpfen der Eingeborenen sehr zu leiden hatten. Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 ließ jedoch diese Absichten wieder in Vergessenheit geraten. 1876 suchten die Engländer von der Kapkolonie aus das Gebiet in Besitz zu nehmen, konnten sich aber nicht durchsetzen. Sie behielten nur die Walfischbucht in ihrer Hand, und als sich die im Lande lebenden Weißen, Missionare und Händler, wegen mangelnden Schutzes gegen die Übergriffe der Eingeborenen beklagten, erklärten die englischen Kolonialbehörden, daß sie mit dem Inneren des Landes nichts zu tun hätten und keine Verwaltung ausübten. Die Engländer hatten also, wie sie selbst erklärten, keinerlei Rechte und Ansprüche an dem Lande.

Es folgte nun auf Grund von Verträgen mit den Eingeborenen die Erwerbung der Bucht von Angra-Dequena, der späteren Lüderitzbucht durch den Vertreter des Bremer Kaufmanns Lüderitz (siehe Ehrenliste), Heinrich Vogelsang (siehe Bild im Text), und Bismarck gewährte dem Gebiet am 24. April 1884, durch ein Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt, den Schutz des Deutschen Reiches. Jetzt empfanden plötzlich England und besonders das Kapland stärkstes Interesse an diesem vor kurzem erst zurückgewiesenen Gebiet und wollten es in ihren Besitz bringen. Bismarck wußte das jedoch geschickt zu verhindern. Und da die von den Engländern angeführten Rechtstitel sehr fadenscheinig waren, blieb ihnen nichts anderes übrig als nachzugeben. Sie behaupteten an der Küste Südwestafrikas nur die schon früher besetzte Walfischbucht. Die endgültige Regelung erfolgte durch den Caprivischen Helgoland-Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 (siehe auch Seite 5). Deutsch-Südwestafrika erstreckte sich danach vom Orange-Fluß, der Grenze gegen das Kapland im Süden, über mehr als 1200 km bis zum Kunene, dem Grenzfluß gegen das portugiesische Angola im Norden.



Heinrich Vogelsang, Vertreter von Lüderitz in Angra-Dequena, schloß im Mai 1883 mit dem Gottenfollentapian Joseph Fredericks in Bethanien einen Vertrag, durch den die Bucht von Angra-Dequena mit Umgebung an Lüderitz abgetreten wurde

Seine Breite von der Küste landeinwärts schwankte, abgesehen vom „Caprivizipfel“, zwischen rund 450 km im Süden und fast 1000 km im Norden. Es war daher mit seinen 835 000 qkm mehr als anderthalbmal so groß wie das deutsche Mutterland.

Lage und Landescharakter

Selten ist in diesem trockenen Sonnenlande der strahlend blaue Himmel bewölkt. In seiner südlichen Hälfte steht die Sonne stets zwischen Osten, Norden und Westen am Himmel, während sie im nördlichen Teile zweimal jährlich im Zenit steht und ihre brennenden Strahlen senkrecht herabschickt. Die Tageslänge schwankt nicht so stark wie bei uns, und die Dämmerung ist wie in allen tropennahen Gebieten stark verkürzt. Das ganze Schutzgebiet ist ein Hochland. Noch nicht ein Viertel seiner Fläche liegt weniger als 1000 m über dem Meere. Große Gebiete



erheben sich über 1500 m bis weit über 2000 m hinaus. Die Höhenlage wirkt sich natürlich auch auf das Klima aus, fällt doch die Temperatur mit einem Anstieg von 100 m um rund $\frac{1}{2}$ Grad. Auf Grund des geologischen Aufbaues der Kolonie sind auch in den Hochländern Ebenen und nur flach gewelltes Gelände vorherrschend. Den Abfall zur Küste bilden sehr alte Gesteine, in erster Linie Gneise, Granite und Schiefer, während die inneren Ebenen und Gebirge von erdgeschichtlich sehr jungen Schichten zusammengesetzt werden. Hierher gehören die riesigen ununterbrochenen Sandebenen, die allein in der Kalahari mehr als $\frac{1}{2}$ der Gesamtfläche der Kolonie einnehmen.

Um uns ein Urteil über Deutsch-Südwestafrika und die von den Deutschen vollbrachten Kulturleistungen bilden zu können, müssen wir die einzelnen Landschaften etwas näher betrachten. Die Küste ist durch die an ihr von Süden nach Norden entlang fließende kalte, aus antarktischen Gewässern stammende Meeresströmung benachteiligt. Das einzige erfrischende Nass bringen allein die hier häufigen Nebel. Der ganze Küstenstreifen bis weit landeinwärts wurde daher zu einer trübsigen Wüste, der Namib (96), mit all ihren Schrecknissen – Hitze, Hunger und Durst. Dem von See Kommenden wird sogar das Land an dieser trostlosen Küste äußerst erschwert, zieht sie doch in rund 1400 km Länge fast buchtenlos und von ständiger starker Brandung und Sandtrift begleitet dahin. Es gibt nur zwei natürliche Häfen. Der eine, die Walvischbucht, ist in englischen Händen und versendet mehr und mehr. Um den Norden der Kolonie an den Seeverkehr anzuschließen, wurde an der Mündung des Swakop eine Landungsbrücke gebaut und der Versuch gemacht, die auf offener See so wilde und gefährliche Brandung durch einen Seedamm etwas zu besänftigen. Da im Untergrunde des Flussbettes Wasser vorhanden war, entwickelte sich bald ein schmuckes Städtchen (93, 94), in dem sogar das Grün einiger Bäume und bewässerter Gärten nicht fehlte und einen freundlichen Zug in das Landschaftsbild brachte. Der Südhafen, Lüderichsbucht (95), war dagegen ein schöner und sicherer Naturhafen. Die sich entwickelnde Stadt liegt aber in einer absolut wasserlosen Gegend. Da hier sogar das Trinkwasser durch Verdampfung von Meereswasser künstlich gewonnen werden muß, sieht man nirgends einen Tüpfel Grün auf den Straßen. Dunkle Felsen und gelber Sand beherrschen das Bild, in das nur die schmucken weißen Häuser und das blaue Meer belebende Farben bringen.

Obgleich die Namib die ganze Küste begleitet, bietet sie doch einen unterschiedlichen Anblick. Im Norden gelingt es einigen, zumeist kräftig fließenden Flüssen hin und wieder das Meer zu erreichen und die in ihren Betten angesammelten Sandmassen beiseitezuschieben. Im Süden erreicht kein Tropfen Wasser das Meer, und endlose Sanddünen beherrschen das Bild (96, 97). Um so erstaunlicher sind die Schätze, die diese toten Massen bergen. Hier fanden sich die edelsten Steine, die Diamanten; sie verwandelten wertlose Sandgebiete in Schatzkammern (142, 143).

Weiter landeinwärts folgt auf die Küstenabdachung das Hochland, das im Osten wieder zu dem Sandfeld der Kalahari absinkt. Im Norden, im Gebiete der Grottsch-Pfanne und des Ambolandes geht es flächenhaft in die umliegenden Gebiete über. Weiter südlich teilt man es in das Hereroland und das Namaland ein. Das ganze Hochland ist ein Steppenland, in dem die von Nord nach Süd immer spärlicher werdenden Regen in den Sommermonaten fallen (Südsummer Dezember-April). Die Oberflächenformen des Hererolandes gehören zu den auffälligsten im ganzen Schutzgebiete. Immer wieder treffen wir, weitbin sichtbar, einzelne Kuppen oder Inselberge (100), die aus der ebenen Umgebung aufragen und als fast uneinnehmbare Bastionen in den Eingeborenen-Auffständen eine wichtige Rolle spielten. Im Norden gibt es wegen des stärkeren Niederschlages neben den weitverbreiteten Dornbüschen noch laubabwerfende Trockenwälder. An manchen Stellen ist sogar noch Ackerbau möglich. Im übrigen ist das ganze Land mit einer nahrhaften Grasnarbe bedeckt (111), die den Viehherden der Eingeborenen wie der Europäer gutes Futter bietet. Die Wasserversorgung ist durch die meist Grundwasser führenden Flüsse im allgemeinen sichergestellt. Die größte Wichtigkeit gewann

das Gebiet aber nicht durch seine Viehweiden, sondern durch die bei Otawi erschlossenen Kupfer-, Blei-, Eisen- und Zinnerzlager.

In der Nähe der höchsten Erhebung, der bis 2453 m aufragenden Kuasberge (102), liegt an einer reichlichen heißen Quelle in ausgezeichneter Verkehrsloge, die Hauptstadt des Landes, Windhuk.

Im Süden, im Namaland herrscht im Gegensatz zum kuppenreichen Norden die gerade Horizontlinie in Form der Tafelländer (104) vor. Das Land ist viel trockener als der Norden. Bäume gibt es nur entlang den Flussläufen, aber die feinen Gräser und Halbsträucher geben noch immer gute Weide ab. Doch müssen die Farmen hier die vielfache Fläche haben wie im Norden.

Das sich im Osten anschließende riesige Becken der Kalahari besitzt auf der Oberfläche fast gar kein Wasser, weil es sofort von den durchlässigen Sandmassen aufgesaugt wird. Die Kalahari ist aber im Unterschied zur Namib keine eigentliche Wüste, sondern eine mit Gräsern besandene Steppe, die nur deshalb für den Menschen nicht nutzbar ist, weil kein Trinkwasser vorhanden ist.

Ganz kurz müssen wir uns auch noch dem Klima Deutsch-Südwestafrikas zuwenden, da hier leicht falsche Ansichten aufkommen. Durch seine Lufttrockenheit und die Höhe des Binnenlandes ist das Klima fast durchweg gesund. Wenn auch am Tage bei ungehinderter Sonneneinstrahlung Temperaturen von 30 und mehr Grad häufig sind, erfolgt doch des Nachts eine beachtliche Abkühlung, die für den Gesundheitszustand der Europäer von größter Wichtigkeit ist. In den Wintermonaten gehören in den höheren Gebieten kräftige Nachfröste zu den täglichen Erscheinungen, denen jedoch stets angenehm warme Tage folgen. Die Niederschläge sind sehr unregelmäßig. Entweder bleibt der Regenfall mehr oder weniger hinter den erhofften Mengen zurück, wenn er nicht gar ganz ausbleibt, oder der Himmel öffnet plötzlich seine Schleusen, und es stürzen so ungeheure Regenmengen herab, daß in großen Teilen des Landes gewaltige Überschwemmungen auftreten. Das eine ist so wenig angenehm wie das andere; denn die Fluten zerstören mehr als sie helfen. Wenn es möglich wäre, die Wassermenge gleichmäßig über das Jahr zu verteilen, würde ein großer Teil des Landes in einen Fruchtgarten verwandelt werden.

Die Pflanzen sind in erstaunlicher Weise an Trockenzeiten angepasst (98, 109) und erhalten ihr Leben, wenn sie äußerlich auch wie abgestorben erscheinen. Ja sie bringen es sogar fertig, kurz vor der eintretenden Regenzeit, wenn noch kein Tropfen Wasser gefallen ist, das Land in einen Blütenesschiff zu verwandeln. Neben den Gräsern und Knosliengewächsen stehen die meist dornigen Büsche und Akazien sowie die dickfleischigen, milchsaftigen Euphorbien.

Die Steppengebiete Deutsch-Südwestafrikas waren vor dem Eindringen der Europäer voll riesiger Herden von Antilopen (siehe Seite 45), Zebras, Giraffen, denen die großen und kleinen Raubtiere folgten. Einige Laustiere wie die Strauße und Springböcke konnten in kurzer Zeit so große Strecken durchwandern, daß sie selbst noch in Teilen der Namib ihr Auskommen fanden.

Die Eingeborenenbevölkerung

Das Land war natürlich nie in unserem Sinne dicht bevölkert; denn es konnte bis auf wenige Ausnahmen nur durch die extensive Viehzucht genutzt werden. Trotzdem finden wir keineswegs eine einheitliche Bevölkerung in der Kolonie, die im Gegenteil stets ein Land der Rassen- und Völkermischung war. Gerade im Gebiete der größten Erhebungen des Hochlandes, bei Windhuk, grenzten zur Zeit der deutschen Besitznahme die beiden Hauptvölker, die Herero und Hottentotten, aneinander. Dazu kamen noch das hervorragend an die widrigen Lebensverhältnisse angepasste Zwergvolk der Buschmänner, die versklavten Bergdamara und das ganz im Norden lebende ackerbautreibende Volk der Ovambo (112, 113).

Die Buschmänner (115, 116, 118 und Seite 46) wurden von den kräftigeren Völkern in die unfruchtbarsten Gebiete zurückgedrängt. Hier mußten sie all ihre Fähigkeiten anwenden, um ihr lüderliches Dasein fristen zu können. Sie sind gute Jäger und Fellensteller. Sie bringen

erschlossenen
e (102), liegt
adt des Lan-
gerade Hort-
rden. Bäume
n noch immer
Norden.
Oberfläche
schluckt wird.
eine mit Strä-
il kein Trint-
nden, da hier
Innenlandes
neinstrahlung
rachische Ab-
ist. In den
hen Erschei-
sehr unregel-
engen zurück,
und es stürzen
Überschwem-
iten zerstören
das Jahr zu
erden.
und erhalten
gar fertig,
das Land in
n sehen die
Euphorbien.
er Europäer
großen und
 konnten in
nib ihr Aus-
mte bis auf
finden wir
in Land der
n des Hoch-
ptdöller, die
die widrigen
damara und
Völkern in
anwenden,
Sie bringen

es fertig, ein Stück Wild tagelang ununterbrochen durch die Trockensteppen zu verfolgen, und können wochenlang ohne einen Tropfen Wasser auskommen, wenn sie nur die saftigen Früchte der Tschammakürbisse haben. Um die Trockenzeit zu übersehen, legen sie sich Wasserreservoir an, indem sie Straußeneier füllen und vergraben. Selbst ihre inneren Organe sind dem anstrengenden Leben angepasst. Hütten kennen die Buschmänner nicht. Nur ein einfacher Windschirm (siehe Seite 46) gewährt ihnen Schutz.
Die Bergdamara, die sich selbst Hauloin nennen (121, 124), sind zweifellos reine Negert. Von den anderen Völkern werden sie als Wilde verachtet und von den Hottentotten den Davianen gleichgestellt. Obgleich sie wohlgewachsen und kräftig gebaut sind, scheinen ihre Fähigkeiten doch nur gering zu sein; denn sie haben es nicht einmal zu losen Stammesverbänden gebracht und frissen ihr Leben in einfachster Weise durch Jagd der leichter zu erlegenden Steppentiere, durch Knollen, Wurzeln und Beeren. Zur Ergänzung ihrer Nahrung versuchten sie ihr Glück nicht selten im Viehdiebstahl. Von den Herero und Hottentotten wurden sie oft rücksichtslos verfolgt und getötet. Ja, sie haben sogar ihre eigene Sprache gegen die der Namahottentotten eingetauscht und in großer Zahl als Sklaven unter den Herero und Hottentotten gelebt. Ihre Hauptwohnsitze bilden der Süden und Westen des Hererolandes. Diese sehr verschüchterten, gutmütigen Menschen eignen sich recht gut als Arbeitskräfte bei den Europäern und sind wegen ihrer Anständigkeit, der leichten Auffassungsgabe und Verlässlichkeit sehr geschätzt.

Die Herero (116, 123, Seite 47) gehören zu den kräftigsten Bewohnern unseres Schutzgebietes. Sie beschäftigten sich ausschließlich mit Viehzucht und Kriegsführen. Die Anhänglichkeit an ihre Herden war einer der sympathischsten Züge dieses Volkes. Ebenso wie sie Hunde auf das Grausamste quälten konnten, behandelten sie auch kriegsgefangene Feinde in schrecklichster Weise. Ihre Kleidung bestand fast ganz aus Leder. Dazu kamen bei den Frauen Leiden aus Straußeneierschalen und ein mit einer merkwürdigen dreizipfeligen Lederhaube verbundener Überwurf. Die alten Waffen, Speere, Lanzen und die kurze, gefährliche Wurfkeule, haben die Herero schon frühzeitig gegen moderne Feuerwaffen eingetauscht. Die Milch spielt natürlich bei diesen Rinderhirten die wichtigste Rolle in der Ernährung; denn nur ungern werden die Tiere als Fleischnahrung geschlachtet. Eigentumsrechte an Grund und Boden besaß nur der gesamte Stamm für die Weidestämme. Sicher ist es ein Grund für den Haß gegen die Europäer gewesen, daß die Weidestämme nun plötzlich begrenzt wurden und es damit mit der bisherigen Selbstherrlichkeit der Herero vorbei sein sollte.

Die ganz anders gearteten Hottentotten (119) haben eine gelbliche Hautfarbe. Sie nannten sich selbst Kollon, d. h. Menschen. Mit den Negern haben sie nichts zu tun, und wir müssen sie als die ehemaligen Herren des südlichen Deutsch-Südwestafrika ansehen. In sich sind sie jedoch nicht einheitlich, sondern bestehen aus den ursprünglich in der Kolonie lebenden Raman und den später, im 19. Jahrhundert von Süden eingedrungenen Orlamsstämmen, die die Macht im Lande an sich rissen. Die nur mittelgroßen Hottentotten haben meist recht wenig anziehende Gesichtszüge; platte Nasen, zwinkernde Augen mit oft schiefgestellter Lidbalte und wulstige Lippen vereinigen sich bei älteren Leuten mit faltiger Haut und geben ihnen manchmal das Aussehen eines Totenkopfes. Dazu kommen noch ganz eigentümliche und seltsame Körperbildungen. Die Hottentotten sind den Bantunegern körperlich unterlegen, ihre geistigen Fähigkeiten heben sie jedoch über diese hinaus. Freilich wurde ihnen allgemein Verlogenheit, Unzuverlässigkeit und Wankelmut vorgeworfen, aber noch immer steht bei ihnen die Frau höher als bei den Bantu, und die Achtung vor Eltern und Großeltern stärkt das Familienleben. Von jeher waren die Hottentotten kriegsfreudig und entwickelten eine gewisse Abenteuerlust, zeigten aber auch Ritterlichkeit und soldatisches Wesen. Schnell hatten sie sich in europäisches Denken hineingefunden. Sie verstanden es, den vielspännigen südafrikanischen Ochsenwagen (siehe Seite 49) meisterhaft zu lenken, wurden geschickte Reiter und beherrschten die modernen Feuerwaffen vollkommen.

Schutztruppe und Verwaltung

Es war die Hauptaufgabe der deutschen Verwaltung, Ruhe und Frieden im Lande herzustellen. Das trug uns ebenso wie die Beschränkung der Weidestämme der Eingeborenen die Feindschaft dieser kriegstüchtigen Stämme ein. Zur Erhaltung der deutschen Herrschaft wurde daher die Schutztruppe (126—133) gebildet, die in den Kämpfen und in der Überwindung von Durst und Anstrengungen beispiellose Heldentaten vollbrachte. Bismarck hatte zuerst keineswegs daran gedacht, das Land unter die unmittelbare Verwaltung des Reiches zu stellen. Er wollte es vielmehr durch privaten Unternehmungsgeist entwickeln lassen. Zu diesem Zweck war die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gegründet worden, die die Lüderischen Erwerbungen übernommen hatte. Aber wie auch in anderen Schutzgebieten war die Macht der Gesellschaft viel zu gering, um Recht und Ordnung gewährleisten zu können. So wurde Hauptmann von



Lothar von Trotha, General der Infanterie, geboren 31. Juli 1848 in Magdeburg, gestorben 31. März 1920 in Bonn. Er bezwang die Bahahe in Ostafrika, nahm als Kommandeur an den Kwaesschen Wirren teil und schlug die Herero am Waterberge entscheidend.

Francois mit einer Truppe nach Südwest geschickt. Allerdings war sie zahlenmäßig so schwach und so unzureichend ausgerüstet, daß man fast mehr gegen die Schwierigkeiten der Landesnatur als gegen die aufrührerischen Eingeborenen zu kämpfen hatte. Dem Nachfolger Francois, Major Leutwein (siehe Ehrentafel), gelang es dann 1894, den bedeutendsten Hottentottenführer Hendrik Witbooi (125) in Naukluft (103) zu besiegen und zu einem ehrenvollen Frieden zu bestimmen. Die Hottentotten durften sogar ihre Waffen behalten, und Witbooi wurde auf Ehrenwort entlassen. Er hielt es auch gegen mancherlei Versuche bis 1904, als er seine Hottentotten doch wieder zum Kampf aufrief. Er hielt wahrscheinlich die Zeit für günstig, um sich wieder zum Herrn des Landes zu machen; denn zu gleicher Zeit hatten die Herero den Aufstand schlagartig mit einem Blutbad unter den im Lande ansässigen weißen Farmern begonnen. Wohl gelang es Hauptmann Franke (siehe Ehrentafel), unter schier übermenschlichen Anstrengungen Omaturu zu entsetzen, für eine Niederwerfung des Aufstandes reichten aber seine Truppen keineswegs aus. Die in die Heimat dringenden Schrecken Nachrichten führten den verantwortlichen Stellen endlich die Notwendigkeit einer Verstärkung der Schutztruppe vor Augen, an deren Spitze nun General von Trotha (siehe Bild) gestellt wurde. Es gelang ihm, die Herero am Waterberge (101) entscheidend zu schlagen. Sie flohen in das wasserlose Gebiet der Omahete und streckten die Waffen für immer. Schwieriger war es, die Hottentotten wieder zur Anerkennung der deutschen Herrschaft zu bringen, da sie es meisterhaft verstanden, die Schwierigkeiten der Felsen- und Trockengebiete gegen die Schutztruppe auszuspielen und sich stets dem entscheidenden Schlag zu entziehen. Sie kannten Weg und Steg und vor allem jede Wasserstelle und waren überdies mit den modernsten Waffen ausgerüstet; so waren sie in dem riesigen Lande den an den Buschkrieg nicht gewöhnten Europäern weit überlegen. Erst 1907 konnte daher von einer wirklichen Wiederherstellung der Herrschaft der Weißen gesprochen werden. Und jetzt erst konnte man darangehen, durch rohe Schätzungen die ungefähre Bevölkerungszahl festzustellen. Die gesamte Eingeborenenbevölkerung schätzte man auf 180 000, eine verschwindende Zahl für das große Land. Wenn wir auch annehmen müssen, daß die Zahl vor den Kämpfen größer war, müssen wir doch bedenken, daß das Land auf Grund seiner natürlichen Gegebenheiten und der Wirtschaftsweise der Bewohner nie viel dichter besiedelt war. Es kam dazu, daß sich die Stämme gegenseitig durch ständige blutige Kriege dauernd dezimierten. 60 000 rechnete man auf die dicht siedelnden, sesshaften Ackerbauern, die Ovambo im Norden des Landes. Sie wurden durch die Kämpfe nicht berührt. In den Rest teilten sich die Herero

und Bergdamara mit je ungefähr 24 v. H. und die Hottentotten mit 14 v. H. der Gesamtzahl. Die Buschmänner schätzte man auf weniger als 10000.

Nur langsam kam die **Besiedelung durch Weiße** in Fluss, und das war gut so, sonst hätten die Aufstände noch weit größeren Schaden angerichtet. Nachdem die Sicherheit im Lande gewährleistet war, nahm die Einwanderung ständig zu. Die Siedler wurden auch durch eine große Anzahl entlassener Schutztruppenangehöriger vermehrt. Ab 1901 standen der Regierung Mittel zur Gewährung von Darlehen zur Verfügung, und schließlich brachte der Kupfer- und Diamantenbergbau immer mehr Weiße ins Land.

Europäer in Deutsch-Südwestafrika

1900	3387	1906	6372	1910	12935
1901	3643	1907	7110	1911	13962
1902	4674	1908	6213	1912	14816
1903	4682	1909	11791	1913	14830

Die Europäerwirtschaft

Abgesehen von den Bodenschätzen beruht der Reichtum Deutsch-Südwestafrikas auf seiner Eignung für die **Viehzucht**. Die zahlreichen Rinderherden der Herero hatten schon früh Händler angelockt, die die Goldbergbaugebiete des bürisch-britischen Südafrika damit versorgen wollten. So wandte sich auch die weiße Bevölkerung in erster Linie der Viehzucht zu. Die natürlichen Weiden waren im Inneren vorhanden, Vorratswirtschaft und Stallfütterung waren unnötig, da das Vieh das ganze Jahr hindurch im Freien sein Futter suchen konnte. In der Trockenzeit wurde das Gras auf dem Halm zu Heu und behielt seinen Nährwert. Allerdings konnten die Flächen keine sehr starke Bestückung vertragen, und die Farmen hatten entsprechende Größen, d. h. im feuchteren Norden umfassten sie 1000—3000 ha, in der Mitte rund 3000 und im Süden 10000 ha und mehr. Der Anbau von Futterpflanzen machte jedoch mit der Zeit eine geringere Farmgröße möglich. Weit schwieriger als die Futterbeschaffung war die Wasserfrage zu lösen; denn die natürlichen Wasserstellen in Felsvertiefungen, in Flüssen, Bächen und Quellen reichten bei weitem nicht aus. Als einfachstes Mittel lag es nahe, das anfallende Regenwasser durch mehr oder minder große Dammbauten zu fangen und für die Trockenzeit in Staubecken oder Talsperren aufzuspeichern (Seite 48 und Bilder 136, 138). An anderen Stellen versuchte man es mit Brunnenbohrungen, die auch oft Erfolg hatten und mancherorts sogar artesisches Wasser liefern, das durch eigenen Druck aus der Erde hervorsprudelt. Die Großviehzucht ist in erster Linie auf den Fleischertrag und nur nebenbei auf Milchgewinnung eingestellt; denn nur jener kommt für die Ausfuhr in Frage. Da die afrikanischen Rinder nur verhältnismäßig geringe Schlachtgewichte liefern, mußte versucht werden, durch Kreuzung die Rassen hochzuzüchten (140). Aber auch die Kleinviehzucht versprach für den weißen Farmer Erfolge (141). Ziegen und Schafe waren im Lande von jeher weit verbreitet und lieferten in erster Linie die Fleischnahrung der Bevölkerung. Sie konnten auf Fleisch wie auf Wolle gezüchtet werden. Die Wollschaf- oder Ziegenzucht kommt besonders für den dornbuschfreien Süden in Frage, während in den nördlichen Gebieten der Wollertrag durch das Hängenbleiben an den Dornen stark herabgesetzt wird. Hier ist es besonders der „Wart-ein-biischen“-Dornbusch, der den größten Schaden anrichtet. Auch bei den Kleintieren versuchte man mit gutem Erfolge die einheimischen Rassen aufzukreuzen. Es wurden dafür in erster Linie Merinoschafe und Angoraziegen eingeführt. Daß die süd-



Richard Voßmann, geboren am 23. Juni 1870, kämpfte 1894 gegen Wildbock und bei der Erstürmung der Nauflust, 1904—06 gegen die Hereros, nahm 1906 den Säufling von Delhamien mit seinem Stamm gefangen und war seitdem Direktor der Lüderichs-Gesellschaft

westafrikanische Viehzucht schon recht gute Fortschritte gemacht hatte, zeigen die Zahlen für die Jahre 1908, 1909, 1912, 1913. An Vieh war im Schutzgebiet vorhanden:

	1908	1909	1912	1913
	Stück	Stück	Stück	Stück
Rinder	73 331	96 112	171 784	205 643
Fleischschafe	193 020	280 644	435 069	489 756
Wollschafe	11 253	20 089	46 901	53 691
Fleischziegen	156 281	237 551	448 279	485 401
Angoraziegen	3 936	4 472	20 431	31 303

Man hat die Frage aufgeworfen, wie weit wohl die angezeigte Entwicklung der Steigerung des Viehbestandes weiter fortschreiten könne, vorausgesetzt, daß die Wassererschließung Schritt hielt und die Verkehrsmittel ausgebaut würden. Wenn man dabei von der der Bewirtschaftung zugänglichen Fläche ausgeht, kommt man nach zuverlässigen Schätzungen auf rund 50 Millionen ha Farmland. Dieses könnte 3 Millionen Rinder und rund 20 Millionen Stück Kleinvieh ernähren. 1913 waren in Farmen jedoch erst 13 393 606 ha an 1331 Besitztitel aufgeteilt. Das war also erst der Anfang einer glänzenden Entwicklung, die für das industrielle Mutterland von größter Bedeutung werden konnte. Denn gerade in bezug auf Häute, Felle und gar Wolle waren wir in stärkstem Maße auf Einfuhr aus dem Auslande angewiesen und gaben schon vor dem Weltkriege Hunderte von Millionen dafür aus. Hier in Deutsch-Südwestafrika war für das Deutsche Reich der Ort, einen großen Teil des Rohstoffbedarfs im eigenen Herrschaftsbereich zu decken.

Während wir die Entwicklungsmöglichkeiten der Viehzucht leidlich genau abschätzen konnten, war dies bei der Entwicklung des **Bergbaues** nicht möglich. Zwei Minerschätze sind es, die den Reichtum des Landes in steigendem Maße verkörpern. Kupfer wird im Norden der Kolonie bei Tsuneh in den Otawiminen gewonnen. Das Gebiet ist durch eine Bahn an die Küste angeschlossen worden. Mit anderen weniger bedeutenden Fundstätten lieferte es im Jahre

1903	66 198	Mark Kupfer
1904 (Aufstand)	4350	„ „
1905	1755	„ „
1906 (Friedensschluß)	46 877	„ „
1907 (Nach Eröffnung der Eisenbahn)	1 282 515	„ „
1908	6 296 000	„ „
1910	5 697 208	„ „
1912	6 523 258	„ „

Durch die immer stärkere Entwicklung der Elektrizitätswirtschaft war der Kupferverbrauch Deutschlands viel höher angestiegen als die Kupfergewinnung. So war denn das Mutterland immer mehr in Abhängigkeit vom Auslande geraten. Es war daher wiederum ein großer Vorteil, Kupfer in den eigenen Kolonien zu haben und damit das Geld im eigenen Wirtschaftsbereich behalten zu können.

Die höchsten Werte jedoch lieferten die **Diamanten**, die sich in einem mehr als 400 km langen Streifen der Namib fanden. Ihre Entdeckung brachte das ganze Land in ungeahnte Aufregung, und ein Schürffieber ungleichen Ausmaßes setzte ein. An einer Stelle, die seit langer Zeit zu den verkehrstreichsten des Landes gehörte, da wo Lüderich seine ersten Erwerbungen vornahm, wo seit der Besetzung ein reger Ochsenwagenverkehr herrschte, wo während der Hottentottenkämpfe die Truppen marschierten und die Wege nach der Steppe liefen, wo die Eisenbahn gebaut wurde und seit zwei Jahren verkehrte, hier fand 1908 ein farbiger Arbeiter aus dem Kaplande den ersten Diamanten. Die Edelsteine lagen hier im Sande verstreut, und ihre Gewinnung bediente sich einfachster Hilfsmittel (143). Der durch Sieben vom Feinsand befreite Kies wurde, teilweise unter Wasser, so lange geschüttelt, bis sich die schweren Bestandteile am Boden angesammelt hatten. Dann wurde das Sieb umgefüllt und die Dia-

manien mit der Pinzette herausgelesen. Bei dieser Methode ist allerdings mit $\frac{1}{3}$ Verlust zu rechnen. Wirtschaftlicher arbeiteten die maschinellen Aufbereitungsanlagen. Wie schon gesagt, konnte man die ersten Diamanten einfach auflesen. Da der Wind schon die feinen und leichteren Sandteilchen ausgeblasen hatte, lagen die schweren Edelsteine an der Oberfläche. Sie lagen hier an sogenannter sekundärer Lagerstätte, d. h. sie waren wahrscheinlich in weit zurückliegenden Zeiten durch Wasser aus dem Inneren in diese Gebiete transportiert worden. Nach Erschöpfung der obersten Schichten ist man bis auf 6–8 m in die Tiefe gegangen und hat auch hier in gewissen Lagen Anreicherungen von Diamanten gefunden. Der Wert der südwestafrikanischen Diamanten liegt im allgemeinen nicht in ihrer Größe, sondern in ihrer Klarheit und guten Schleifbarkeit. Mehr als 60 v. H. der erzeugten Steine wog weniger als $\frac{1}{2}$ Karat (1 Karat = 204 mg) und nur $\frac{1}{2}$ v. H. wog mehr als 1 Karat. Es gab jedoch auch seltene Funde im Gewichte von mehr als 30 Karat. Der Staat war an der Diamantengewinnung beteiligt und hatte die Diamantenregie eingeführt, um eine Zersplitterung des südwestafrikanischen Diamantenmarktes zu vermeiden. Die Förderung betrug:

1909	483266 Karat im Werte von 14415825 Mark
1910	846695 " " " " 22674492 "
1911	773308 " " " " 19796655 "
1912	1051777 " " " " 20880173 "
1913 rd.	1500000 " " " " 63015000 "

Die Wertsteigerung des letzten Jahres war eine Folge der Gewinnung größerer und sehr guter Steine, insbesondere im Pomona-Gebiet (142). Diese neu erschlossenen Lagerstätten ermöglichten eine leichte Gewinnung und waren für die große Erzeugungsteigerung verantwortlich. Für 1914 war eine Beschränkung der Erzeugung auf 1 Million Karat vorgesehen, um ein Absinken der Preise zu verhindern.

Durch die Festsetzung der Diamantenregie wurde die Verwertung der Schätze dem deutschen Kapital vorbehalten, und auch dem deutschen Arbeiter flossen durch die Schleiflöhne (rund 15 Mark pro Karat) erhebliche Summen zu.

Nach den angeführten Zahlen nimmt es kein Wunder, daß der Ausfuhrhandel der Kolonie fast ausschließlich aus Mineralien, und zwar Diamanten und rohen sowie aufbereiteten Kupfer- und Bleierzgen bestand. Im Verhältnis dazu befanden sich die Erzeugnisse der Landwirtschaft noch am Anfang ihrer Entwicklung. Die Fortschritte von Ein- und Ausfuhr zeigen folgendes Bild (bei der Einfuhr macht sich der Bahn- und Bergbau durch sein Materialbedürfnis geltend, in der Ausfuhr fallen die Jahre des Aufstandes 1904–06 stark zurück):

	Einfuhr Mark	Ausfuhr Mark		Einfuhr Mark	Ausfuhr Mark
1901	10 025 000	1 242 000	1908	33 179 000	7 795 000
1902	8 568 000	2 213 000	1909	34 213 000	22 071 000
1903	7 931 000	3 444 000	1910	44 344 000	34 692 000
1904	10 057 000	299 000	1911	45 302 000	28 573 000
1905	23 632 000	216 000	1912	52 499 000	39 035 000
1906	68 626 000	383 000	1913	43 425 000	70 303 000
1907	32 396 000	1 616 000			

Von der Ausfuhr entfielen 1910 26 869 074 Mark, 1912 30 414 078 Mark auf Diamanten, 1910 5 697 208 Mark, 1912 6 523 255 Mark auf Kupfererze, 1910 8 611 850 Mark, 1912 228 127 Mark auf Blei. Die Wollausfuhr stellte dagegen 1910 nur einen Wert von 26 329 Mark, 1912 von 149 658 Mark dar, und das ausgeführte Fleisch hatte 1910 einen Wert von 22 603 Mark, 1912 von 28 974 Mark.

Diese starke Entwicklung des Handels war natürlich nicht ohne Verkehrserschließung möglich gewesen. Noch bis zur Jahrhundertwende war der aus dem Kapland stammende

schwere Ochsenwagen fast das einzige Verkehrsmittel des Landes. Diese schweren, ungefederten Wagen waren mit 12–20 Ochsen bespannt (siehe Seite 49) und zogen ohne eigentliche Straßen den tiefen Spuren der vorher in gleicher Richtung gefahrenen Wagen nach. Die Unzulänglichkeit dieses schwerfälligen Verkehrsmittels wurde zu Zeiten des Aufstandes recht deutlich. Um die Verpflegung im Binnenlande sicherzustellen, mußten auf der Strecke Lüderiksbucht–Keetmanshoop 4000 Maultiere eingestellt werden, vor jeden Wagen 20, vor die beweglichere Karre 8–10. Dazu wurden 500 Dromedare besonders für die Strecke bis Kubub eingeführt. Von hier bis Keetmanshoop wurden Ochsenwagen eingesetzt. Die Zahl der in diesen Verkehr eingestellten Ochsen betrug auf dem Boiweg 11–12 000. Das in dem gesamten Transportwesen angelegte Kapital war auf mehr als 20 Millionen zu veranschlagen. Obgleich aus dem Kaplande sachkundige Wagenführer und Treiber ins Land kamen und obgleich man monatlich Hunderttausende für Fütterung und Tränke der Tiere ausgab, waren doch die Verluste an vor Erschöpfung zugrunde gehenden Tieren außerordentlich hoch. Täglich verendeten durchschnittlich 10 Ochsen und 4 Maultiere und mußten durch neue ersetzt werden. Es machte sich ein Aufwand von monatlich 2 Millionen Mark nötig, um die Truppen versorgen zu können. Die riesigen Kosten brachten die Heimat schließlich zur Einsicht, daß ein Bahnbau zur glücklichen Beendigung der Kämpfe nicht nur unbedingt erforderlich, sondern auf lange Sicht gesehen sogar weitaus billiger werden würde als der altmodische Wagenverkehr, der – bei einem Frachtsatz von 30 Mark pro Zentner für den Transport von Lüderiksbucht nach Keetmanshoop – eine gedeihliche Wirtschaft unmöglich machte. Es wurde dann, reichlich spät, im Dezember 1905 die erste und im März 1907 die zweite Baurate bewilligt. Die Bahn wurde in Kapspur (1,067 m) angelegt und war 1908 bis Keetmanshoop fertiggestellt. Im Norden war infolge der Gefährdung der Zugtiere durch die Rinderpest im Jahre 1897 schon eine Schmalspurbahn (60 cm) nach dem Inneren begonnen worden. Der Anfang lag in Swakopmund, das damals trotz seiner schuklosen Reede und der Landungsschwierigkeiten Lüderiksbucht bei weitem übertraf. 1902 erreichte diese unzulängliche Kleinbahn Windbuk. Sie erhielt durch die Otawi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft einen Abzweig nach Otawi, Tsuned und Grooifontein, um die ergiebigen Kupferlager zu erschließen. Die letzten Vorkriegsjahre brachten dann die Verbindung der Nord- und Südbahn durch eine in Kapspur gebaute Längsstrecke und die ersten 265 km der Amboilandbahn. Insgesamt waren 2372 km Bahnstrecke gelegt und 2178 km davon bereits in Betrieb. Die frühere Vernachlässigung des Eisenbahnbaues in Deutsch-Südwestafrika war damit in unerwartetem Ausmaße wieder gutgemacht worden, und man konnte der Kolonie ein weiteres schnelles Aufblühen voraussetzen.

Der Weltkrieg in Deutsch-Südwestafrika

Auch die britischen Südafrikaner hatten die großen Zukunftsaussichten der deutschen Kolonie erkannt, und General Botha, der Führer der eindringenden südafrikanischen Truppen, erklärte selbst, daß er sich schon auf der britischen Reichskonferenz von 1911 auf den Krieg mit Deutschland festgelegt habe. Dabei gab es noch 1912 führende Männer in der deutschen Heimat, die für eine Verminderung der Schutztruppe eintraten. General Botha rückte nach Ausbruch des Weltkrieges mit 60 000 Mann aufs beste ausgerüsteter und ausgebildeter Truppen in das deutsche Gebiet ein, wo ihm einschließlich auch der waffenungeübten Reserven nur insgesamt 5000 Mann entgegengestellt werden konnten. Dem Kommandeur der Schutztruppe v. Heydebreck glückte es, dem Gegner bei Sansfontein eine schwere Niederlage beizubringen, und sein Nachfolger Franke (siehe Ehrenliste) trug den Krieg sogar ins portugiesische Angola hinüber, wo ein Aufstand der Eingeborenen entfesselt wurde, der die Portugiesen vollständig lahmlegte. Aber trotz aller Tapferkeit gelang es nicht, der riesigen Übermacht standzuhalten, und am 9. Juli 1915 mußte die Schutztruppe ehrenvoll die Waffen strecken. Auf Grund des Versailler Diktats von 1919 wurde dann Deutsch-Südwestafrika der Verwaltung der Südafrikanischen Union als Mandat des Völkerbundes unterstellt.